

5. „Schönheit ist keine Eigenschaft, die den Dingen an ihnen selbst zukommt; sie existiert lediglich im Geiste dessen, der die Dinge betrachtet.“ – David Hume

Schön.

Ein kleines, viel verwendetes Wort. Fünf Buchstaben, drei Laute, eine Silbe. Von Kindesbeinen an gehört, schnell nachgeplappert und bald selbst aktiv gebraucht. Wofür? Die untergehende Sonne, die neue Barbiepuppe, den großen gelben Schaufelbagger, den kleinen Sandkuchen auf dem Spielplatz, das glänzende Haus einer Weinbergschnecke, das gelbe Sommerkleid von Mama.

Simple und universell gebräuchlich. So der Schein. Denn sobald die Frage aufkommt, was denn nun eine allgemeingültige Definition von Schönheit ist, verlieren wir schnell den Boden unter den Füßen.

Hume, der wohl bedeutendste britische Empirist, stellte bereits im 18. Jahrhundert Überlegungen zu der Thematik an. Gemäß seiner philosophischen Maxime, der Erfahrung, fragt er nach der Bedeutung von Schönheit als sinnliche Erfahrung und als aposteriorisches Urteil. Was ist schön? Was empfinden wir als schön? Wie fällen wir Urteile über die Schönheit von Dingen/Menschen? Kann Schönheit als sinnliche Erfahrung Basis für Urteile sein? Kann Schönheit überhaupt als sinnliche Erfahrung von außen bezeichnet werden oder ist sie viel mehr Ausdruck unserer eigenen geistigen Verfassung, unseres eigenen Inneren? Kann Schönheit also überhaupt, wie man so schön sagt „einem Ding innewohnen“?

Laut dem oben angeführten Zitat ist Hume der Überzeugung, dass „Schönheit“ schlussendlich allein abhängig von Einschätzung des Betrachters ist und auch ich muss sagen, dass ich bei der Beschäftigung mit dem Thema immer mehr zum Schluss komme, dass es sich bei „Schönheit“ weniger um eine Eigenschaft (das Adjektiv „schön“ wäre damit wohl auch hinfällig), über die jemand oder etwas verfügt und die der Betrachter passiv als simplen positiv/negativ-Reiz aufnimmt, als vielmehr um eine aktive Entscheidung, um selektive Wahrnehmung vonseiten des Betrachters handelt. Sein Gehirn bekommt also nicht einen simplen Nervenimpuls mit der Information „schön“ oder eben „nicht-schön“, sondern es sucht in komplexen Vorgängen nach Eigenschaften, die der Betrachter persönlich mit „Schönheit“ konnotiert und ist dabei beeinflusst von seinem Milieu, seiner Erziehung, seiner Vergangenheit, seinen persönlichen Erfahrungen und nicht zuletzt von seinen, auf den ersten Blick vielleicht von der Ästhetik unabhängigen, Eindrücken des Betrachteten, wie zum Beispiel von Charakter, Vorgeschichte oder persönlicher Beziehung.

Während wir also ununterbrochen und gnadenlos unterteilen in „Schön“ und „Nicht schön“ und damit so tun, als sei Schönheit eine objektiv messbare Größe, als könnten wir sie durch Scares erfassen, gibt es in Wirklichkeit keinen Maßstab dafür. Wir können keine Messlatte anlegen, wir können Schönheit nicht wiegen, wir können sie nicht in Tabellen erfassen oder durch Diagramme darstellen. Gerade diese extreme, nicht zu leugnende und unvermeidliche Subjektivität macht die Kategorisierung in „schön“ und „nicht schön“ – so klar sie einem in bestimmten Fällen auch scheinen mag – ungültig. Es nimmt ihr die Berechtigung.

Ein interessanter Aspekt, der an dieser Stelle zur Argumentation herangezogen werden kann sind mit Sicherheit Kants Überlegungen bezüglich der menschlichen Wahrnehmung. Als Erster entwirft er ein Konzept, in dem er unsere Wahrnehmung vollkommen in Frage stellt, ohne jedoch die Existenz der Außenwelt zu leugnen. Er selbst bezeichnet diese Herangehensweise als „kopernikanische Wende in der Erkenntnislehre“, so innovativ und bahnbrechend ist sie. Unser Verstand fungiert bei Kant als eine Art Brille, die uns die Dinge nicht wahrnehmen lässt, wie sie wirklich sind, sondern sie umwandelt in so genannte „Dinge für uns“. Unsere Wahrnehmung: nichts weiter als ein Abklatsch der Wirklichkeit, ein völlig verzerrtes, verschwommenes Bild. Urteile fällen können wir also einzig und allein über die „Dinge für uns“, die Tür zu den „Dingen an sich“ bleibt uns verschlossen, denn die wahrgenommenen Dinge richten sich nach unseren Möglichkeiten der Wahrnehmung und nicht umgekehrt.

Durch die Unterscheidung des „Dinges an sich“ und des „Dinges für uns“ schafft Kant eine Diskrepanz, die in Bezug auf das Thema „Schönheit“ eine ganz neue Richtung einschlägt. Durch eine Brille von persönlichen Präferenzen, Erfahrungen, Bezügen und Eindrücken, fällen wir Urteile über die „Schönheit“ eines Menschen oder Gegenstandes und vergessen dabei, dass wir unter dem Einfluss vieler einzelner Komponenten und damit extrem subjektiv urteilen. Wie wenn man eine Brille mit getönten Gläsern trägt und behauptet, ein in Wirklichkeit weißer Ball sei rosa, können wir auch in Bezug auf Schönheit zwar sagen, ob uns etwas schön scheint oder nicht, jedoch niemals objektive und allgemeingültige Aussagen darüber treffen.

Die Frage, warum wir etwas als schön empfinden drängt sich mit besonderer Vehemenz auf. Schönheitsempfinden ist individuell, soweit waren wir schon. In etwas größerem Rahmen betrachtet, lassen sich aber weitläufige Parallelen und Gemeinsamkeiten feststellen: Wallende Mähnen, Bambi-Augen und Kussmünder, zarte Tailen und knabenhaft schmale Hüften, endlos lange Beine, feingliedrige Finger. Mit unbeeindruckt laszivem Blick jagen sie über Bildschirme, in unglaublich verrenkten Posen kleben sie in übermenschlicher Größe an Hochhausfassaden. Überall. In Bozen wie

in Wien, in London und New York, Hannover und Neapel. Gibt es also vielleicht doch so etwas wie eine allgemeine Formel für Schönheit?

Bis zu einem gewissen Punkt wahrscheinlich schon. Wie bereits oben erwähnt, scheinen wir Dinge aufgrund von bestimmten Gegebenheiten als schön oder eben nicht schön zu empfinden. Wir selbst stehen ja schließlich unter unzähligen Einflüssen und sind gar nicht so frei, wie wir es uns manchmal wünschen würden.

In Bezug auf Schönheit lassen sich mehrere große Einflüsse feststellen, die beiden wichtigsten und stärksten sind aber mit Sicherheit die Kultur, beziehungsweise die Gesellschaft in der wir leben und zugleich die Natur, das heißt unsere Natur als Mensch, der biologische Aspekt des Mensch-Seins.

Von Natur aus empfindet der Mensch evolutionär bedingt bestimmte Eigenschaften seit jeher als schön oder anziehend. Es handelt sich dabei vor allem um Merkmale, die auf besondere Stärke, Gesundheit oder Fruchtbarkeit schließen lassen, denn schlussendlich ist die Fortpflanzung und damit der Fortbestand der menschlichen Rasse das oberste Ziel und Gebot. So zieht sich das Schönheitsideal des muskulösen Mannes beispielsweise durch die gesamte Menschheitsgeschichte.

Auf der anderen Seite stehen gesellschaftliche Ideale, die sich im Laufe der Zeit mit der Kultur und den sozialen Ansprüchen, Zielen und Vorstellungen der Menschen ändern. Von Kultur zu Kultur sind diese unterschiedlich, dennoch scheint sich das westliche Ideal momentan stark zu etablieren. Dass sich diese Ideale in einem fortlaufendem Wandel befinden ist leicht zu beweisen: Während Marilyn Monroe zu ihrer Zeit der Inbegriff der Schönheit schlechthin war, würde ihr im heutigen Amerika wohl eine Diät empfohlen werden und obwohl Michelle Obama heute ein Idol vieler Mädchen ist, würde man ihr in Afrika vor einem halben Jahrhundert wohl dazu geraten haben, ihre Haut zu bleichen, um edler zu wirken.

Bei diesen gesellschaftlich bedingten Schönheitsidealen handelt es sich stets um Merkmale einer scheinbar unerreichbaren höheren gesellschaftlichen Schicht (z.B.: Renaissance: Blässe und üppiger Körper), was einmal mehr beweist, dass Schönheit oder vielmehr Schönheitsideale, eine symbolhafte Position für Wünsche, Gesinnungen und persönliche Ziele einnehmen und damit ihren Ursprung im Grunde im Kopf der Menschen finden. (Wahrscheinlich auch deshalb die momentane, seuchenartige Verbreitung der westlichen Schönheitsideale.)

Sind wir also so stark von unserem Umfeld geprägt, dass wir schon ganz automatisch bestimmte Dinge als schön und andere als hässlich abstempeln? Ich bin der Überzeugung, dass diese Frage – auch wenn sie in ihrem stark deterministischen Charakter radikal scheinen mag – mit „Ja“ beantwortet werden muss. Durch verschiedenste Einflüsse werden wir darauf konditioniert, schön und hässlich voneinander zu trennen und dies nach gewissen Mustern zu tun. Es handelt sich im Prinzip also meist nicht mehr um ein klassisches aposteriorisches Urteil, das wir bewusst oder

unbewusst fällen, sondern viel mehr um apriorisch gegebene Prämissen, aus denen wir nur scheinbar einen Schluss ziehen, denn im Grunde ist uns auch dieser bereits vorgeschrieben.

„Schönheit liegt im Auge des Betrachters“. Das steht noch auf meinem Notizzettel. Vor beinahe vier Stunden habe ich es da hin gekritzelt. Es war meine erste Assoziation, mein erster Gedanke. Schon immer fand ich dieses Sprichwort etwas kitschig und habe es auch deshalb bald durchgestrichen. Inzwischen ist mir jedoch klar geworden, dass der Kitsch vielleicht einen dünnen Belag an der Oberfläche gebildet hat, das Thema darunter an sich jedoch hochinteressant und von unglaublicher Tiefe ist.

Tagtäglich stoßen wir auf Schönes und weniger Schönes, tagtäglich fällen wir ein Urteil, das uns eigentlich nicht zusteht. Und nie stellen wir uns die Frage, warum, wie und mit welcher Berechtigung wir dieses Urteil fällen. Wir tun es einfach mit einer Selbstverständlichkeit, die mich inzwischen schockiert.

Ja, ich bin überzeugt davon, dass der Mensch Schönheit erfassen und wahrnehmen kann.

Ja, ich bin überzeugt davon, dass er innere Schönheit wahrnehmen kann.

Ja, ich bin überzeugt davon, dass er schlussendlich die Schönheit überhaupt erst schafft.

Ja, ich bin überzeugt davon, dass ohne jemanden, der Schönheit wahrnehmen kann, die Schönheit der Welt verkannt werden würde.

Und gerade deshalb bin ich überzeugt davon, dass er sich seiner Verantwortung bewusst werden und mit der Fähigkeit Schönheit wahrzunehmen und zu schaffen, bedacht umgehen sollte.